

DEKOLONISIERUNG UND ENTKOLONISIERUNG

ÜBER BEGRIFFE UND IHRE TAUGLICHKEIT IN DER GESELLSCHAFTLICHEN PRAXIS

Ein Gespräch zwischen Josephine Apraku
und Sinthujan Varatharajah

Diskurse zur Dekolonisierung bzw. Entkolonisierung sind en vogue. Die wachsende Aufmerksamkeit, die der deutsche Kolonialismus in vielen gesellschaftlichen Bereichen erfährt, kann aber nur dann zu De- und Entkolonisierung führen, wenn klare Umsetzungsstrategien vorliegen. Dazu gehört auch, die politischen Begriffe zu definieren und mit konkreten Zielen und Visionen zu füllen. red. BER

Die Titelgrafik basiert auf der Anzahl von Wörtern, die den Kategorien „Dekolonisierung“ (29), „Empowerment“ (8) und „koloniale Kontinuitäten“ (42) zugeordnet wurden und im Text farblich codiert sind.

Sinthujan Varatharajah: Wie differenzierst Du zwischen Dekolonisierung und Entkolonisierung?

Josephine Apraku: Für mich ist Dekolonisierung prozesshafter als Entkolonisierung. Entkolonisierung verstehe ich als Überwindung von Kolonisierung, Dekolonisierung hingegen beschreibt für mich einen prozesshaften Moment, in dem es darum geht, der Vision einer Welt näherzukommen, in der Alternativen zu kolonialen Kontinuitäten möglich sind.

Sinthujan Varatharajah: Ich bin von dem Begriff Dekolonisierung abgekommen, weil er oft sinnfrei verwendet wird und dementsprechend die Substanz verliert – er wird mittlerweile sogar im Kontext von Unternehmen, Museen und anderen staatlich finanzierten Initiativen verwendet. Er funktioniert mittlerweile fast wie ein Synonym des Begriffs der „Diversität“. Viele benutzen den Begriff, ohne zu überlegen, was das mit dem eigentlichen Prozess der Dekolonisierung macht. In relevanten Kontexten, das heißt dort, wo es wirklich um eine Hinterfragung von kolonialen Wirklichkeiten geht, verwende ich daher, wenn überhaupt, den Begriff Entkolonisierung. Für mich impliziert er eine Strenge, etwas Gewaltvolles – ich will damit präziser umgehen. Ich glaube, Entkolonisierung auszusprechen, ist schwieriger als Dekolonisierung – härter, weniger bekömmlich. Es geht weniger einfach über die Zunge.

Josephine Apraku: Ich habe gerade Unterrichtsmaterial lektoriert, in dem von Ländern auf dem afrikanischen Kontinent die Rede war, die in den 1950er Jahren unabhängig wurden, wie beispielsweise Ghana. Aber wir müssen uns fragen, was formale Unabhängigkeit bedeutet. Denn eine Entkolonisierung ist mit dem Unterschreiben eines Papiers längst nicht erreicht. Ich muss an die Rückgabe des einzigen Überbleibsel von Patrice Lumumba denken, die verdeutlicht, wie stark bis in die Gegenwart gekämpft und interveniert werden muss, um tatsächlich und im wörtlichen Sinn nicht mehr in einem kolonialen Abhängigkeitsverhältnis zu stehen. Wir können das nicht als eine historisch abgeschlossene Periode betrachten.

Für eine gerechtere Zukunft, müssen wir zunächst reflektieren, wie diese aussehen könnte und Kolonialismus als nach wie vor wirkendes Unrechtssystem verstehen und benennen.

Sinthujan Varatharajah: Wenn man* zwischen wirtschaftlicher, politischer, gesellschaftlicher und kultureller Unabhängigkeit unterscheidet, wird deutlich, dass keine davon mit einer formellen Unabhängigkeit zu erreichen war. Wir versuchen verzweifelt einen Zustand rückgängig zu machen, der nicht rückgängig zu machen ist, da er zu allgegenwärtig und weltumgreifend ist. Alles, was wir heute sind, ist von dieser Zerstörung von Welten geprägt und nicht unbedingt anschlussfähig an etwaige Zeiten davor. Die Zeiten davor wurden häufig unwiederbringlich zerstört. Die Spannung zwischen dem, was davor war, was seither passiert ist, was sonst passiert wäre, ist genau das, was antikoloniale Nationalismen bestärkt, denn wenn entkolonisierte Geschichten geschrieben werden, haben diese kaum etwas mit den eigenen Geschichten gemein. Es sind häufig Neuinterpretationen, Fiktionen, die nur in diesem Kontext funktionieren können und davon speisen. Wir können nicht von den Geschnehnissen unabhängig werden: Nicht mit der Rückgabe geraubter Objekte, nicht mit Umbenennungen von Straßen mit kolonialen Bezügen. Alles, was wir machen können, ist zu versuchen mit dieser Welt gerechter umzugehen, mit uns selbst gerechter zu leben. Aber das,

was wir verloren haben, bleibt auch nach den Umbenennungen verloren.

Josephine Apraku: Ich habe mich früher aktiv an Initiativen zur Umbenennung von Straßen mit kolonialem Kontext beteiligt. Meine Erfahrung war, dass es dabei eben nicht darum geht, Unrecht rückgängig zu machen, sondern darum zu reflektieren, wie eine gerechtere Zukunft aussehen könnte. Dazu gehört, dass wir Kolonialismus als ein bis in die Gegenwart reichendes Unrecht verstehen und es als solches benennen. Das ist eine Frage der Verantwortung – nicht nur für historisches Unrecht, sondern für alles, was darauf folgte. Das betrifft auch die Ausübung von oder die Erfahrung mit Gewalt. Denn dieses sich Neuerfinden ist gezwungenermaßen an diese Gewalterfahrung gekettet – es gibt kein Loslassen davon, kein Loslösen.

Sinthujan Varatharajah: Ich finde Straßen in diesem Zusammenhang interessant, weil mit deren Umbenennung etwas Neues geschaffen wird. Aktuell sind es oftmals Straßen in den Kolonien selbst, die umbenannt werden. Es sind auch ganze Länder oder Städte, die als Teil dieser globalen Emanzipationsbewegungen umbenannt werden. Ich glaube, dass Umbenennungen das Potenzial haben, Geschichten, Assoziationen und Beziehungen neu zu denken. Sie schaffen neue Referenzen. Aber ich bin diesen Prozessen gegenüber trotzdem skeptisch eingestellt, weil die Welt, die wir vererbt bekommen haben, eine koloniale bleibt. Mit oder ohne selbstgewählten Namen. Es fängt schon damit an, dass ganze Gesellschaften ihre Sprachen verloren haben und oft keinen Bezug mehr zu ihrer Geschichte und ihrem eigenen Umfeld haben. Das heißt nicht, dass wir keine neuen, selbstbestimmten Referenzen schaffen sollen. Es soll nur heißen, dass wir diese nicht als finale Lösung betrachten dürfen.

Josephine Apraku: Hinzu kommt, dass wir Bildungssysteme haben, deren Aufgabe auch ist, das jeweilige nationalstaatliche System zu stabilisieren. Die Frage nach Verantwortung – nicht nach Schuld – wird in diesen Kontexten kaum in Betracht gezogen. Dabei könnte es auch anders sein. Aktuell werden in schulischen Bildungszusammenhängen in Deutschland zutiefst koloniale Vorstellungen verbreitet. Dazu gehören Entwicklungsnarrative genauso wie rassistische Stereotype. Das hat insofern Auswirkungen, als dass es in Deutschland eine Schulpflicht gibt und wir uns diesen Wissensbeständen nicht entziehen können.

Sinthujan Varatharajah: „Moderne“ Bildungssysteme sind aus kolonialen Verhältnissen entstanden. Viele Bildungswesen sind, ähnlich wie auch Rechtswesen, noch immer in dieser gewaltvollen Beziehung zur Kolonialmetropole verblieben. Ähnliches gilt für Bildungsreformen und die Maßstäbe, von der Benotung bis zum Abschluss, die damit einhergehen. Sie sind nahtlos mit kolonialen Vorstellungen von „Fortschritt“, „Modernität“ und „Universalität“ verbunden. Sie befördern einen globalen Arbeitsmarkt. Durch Kompatibilitätsverhältnisse, die natürlich aus dem Imperialismus stammen und durch das gegenwärtige Weltwirtschaftssystem gefördert werden, entsteht erst der Brain Drain, der im sogenannten Globalen Süden häufig beklagt wird.

Josephine Apraku: Ich finde vor allem den Aspekt Alter interessant, weil insbesondere Kinder und Jugendliche kein Mitspracherecht im Hinblick auf ihre Bildung haben, geschweige denn auf die politische Repräsentation, die es bräuchte, um diesen Zustand zu verändern. Unterschiedliche Studien belegen, dass Kinder bereits im Alter von drei Jahren rassistische Stereotype verinnerlicht haben und sie spätestens mit Schuleintritt wissen, ob sie zu jenen zählen, deren soziale Position ihnen Zugänge verschafft – oder auch nicht (vgl. Katz & Kofkin

1997). Allerdings sind Kinder und Jugendliche – das ist meine Erfahrung in der Bildungsarbeit – geistig deutlich flexibler und haben mehr Interesse an Gerechtigkeit, was sicherlich einer der Gründe ist, weshalb ihnen politische Teilhabe verwehrt wird.

Der Begriff Dekolonisierung wird nicht mehr nur in der Wissenschaft oder in politischen Institutionen, sondern auch im Alltag der Menschen verwendet – leider auch von solchen, die sich dem Prozess der De- oder Entkolonisierung komplett verwehren.

Sinthujan Varatharajah: Das Alter bestimmt, wieviel Wissen einem Menschen zugeschrieben wird und ob sie*er eine lehrende Person oder eine lernende Person sein darf. Diese Maßstäbe müssen systematisch hinterfragt werden. Der Begriff Dekolonisierung wird mittlerweile viel verwendet, nicht nur in der Wissenschaft oder in politischen Institutionen, sondern auch im Alltag der Menschen – und leider auch von jenen, die sich dem Prozess der De- oder Entkolonisierung komplett verwehren. Daher ist es wichtig, den Begriff strategisch zu verwenden.

Josephine Apraku: In der Praxis erlebe ich oft, dass sich insbesondere weiße Menschen mit dem Begriff Dekolonisierung wohler fühlen als mit dem Begriff Rassismus. Dem liegt eine unangebrachte Bequemlichkeit zugrunde, die sich aus der Vorstellung speist, dass die Kolonialzeit wenig mit unserer Gegenwart zu tun habe und der Prozess der De- oder Entkolonisierung alle gleichermaßen betrafe, unabhängig von der gesellschaftlichen Positionierung. Der Begriff Rassismus hingegen veranlasst weiße Menschen, sehr schnell Diskurse über Schuld zu eröffnen. Sie folgen damit einer Emotion, die oftmals bereits da ist, ohne dass ich, etwa in meiner Bildungsarbeit, je darüber spreche oder suggeriere, dass weiße Menschen inhärent schuldig seien. Im Gegenteil, ein solcher Diskurs ist aus meiner Perspektive völlig unbrauchbar.

Kolonialismus wird als Teil der Vergangenheit betrachtet. Das macht es leichter darüber zu reden, weil in der Gegenwart niemand mehr Verantwortung übernehmen muss. Rassismus hingegen ist zumindest teilweise anerkannt als gegenwärtiges Problem.

Sinthujan Varatharajah: Zudem wird die Geschichte des Kolonialismus überwiegend abstrakt dargestellt. Die persönliche Involvierung, die individuellen und kollektiven Verstrickungen werden selten analysiert. In Großbritannien gibt es eine Forschung dazu, wer in die Versklavung von westafrikanischen Menschen involviert war. Konkret: Welche Familien haben wieviel daran verdient und was haben sie mit dem Geld gemacht? So wird der Kolonialismus in Deutschland bislang nicht untersucht, auch nicht im Hinblick auf familiäre Verstrickungen. Die Verwicklungen der Gesamtgesellschaft in den deutschen Kolonialismus und in die koloniale Gewalt werden nicht angemessen analysiert, weshalb er in gewisser Weise unpersönlich und ohne Konsequenzen bleibt. Kolonialismus wird als Teil einer Vergangenheit betrachtet. Das macht es leichter, darüber zu reden, weil in der Gegenwart niemand mehr dafür verantwortlich ist oder Verantwortung übernehmen muss. Rassismus

hingegen ist zumindest teilweise anerkannt als gegenwärtiges Problem. Und selbst dann entkoppelt von seinem ökonomischen Ursprung.

Josephine Apraku: Können wir den Begriff Entkolonisierung als einen Prozess der Heilung betrachten, eine Heilung der Misstände, die mit der Kolonisierung der Welt einhergingen und gehen, wie etwa die Klimakrise? Vielleicht bedeutet Entkolonisierung auch, uns der Vision zu nähern, uns aus dem traumatischen Verhältnis zu lösen und zu entkoppeln, in dem wir vermessen und an dem wir gemessen werden?

Sinthujan Varatharajah: Diese Entkopplung ist symbolisch und psychologisch wichtig. Aber materiell gesehen sehe ich Schwierigkeiten, denn die Ausbeutungs- und Machtverhältnisse sind noch immer die gleichen. Innerhalb dieser können wir nur selbstbestimmter werden, individuell und kollektiv. Es geht um Befreiung, auch wenn ich weiß, dass wir sie nie vollständig erreichen können. Wir können aber versuchen, uns so weit wie möglich von diesen Verhältnissen zu lösen. Und die Welt komplett anders zu denken und zu fühlen.

JOSEPHINE APRAKU

Josephine Apraku ist Afrikawissenschaftler*in, Autor*in und Trainer*in für intersektionale rassismuskritische Bildungsarbeit. Als Lehrbeauftragte*r hat Josephine Apraku unter anderem an der Alice Salomon Hochschule und der Humboldt-Universität zu Berlin unterrichtet. Darüber hinaus hat Josephine Apraku als Kolumnist*in für Magazine wie das Missy Magazine, Edition F und den Berliner Tagesspiegel geschrieben. Josephine Apraku gründet gerade neu.

SINTHUJAN VARATHARAJAH

Sinthujan Varatharajah lebt in Berlin und ist Essayist*in und Politische*r Geograph*in. Sie*Er forscht und schreibt zu den Themen Staatenlosigkeit und Geographien der (Ohn)Macht. Varatharajahs erstes Buch „an alle orte, die hinter uns liegen“ ist 2022 im Hanser Verlag erschienen.

Katz, P. A., & Kofkin, J. A. (1997). Race, gender, and young children. In: S. S. Luthar, J. A. Burack, D. Cicchetti, & J. R. Weisz (Eds.). *Developmental psychopathology: Perspectives on adjustment, risk, and disorder*, 51–74.